

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

17 (21.1.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 6

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 6. Karlsruhe, Dienstag den 21. Januar 1913. 33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 6:

Maskenball. — Silbeter im Bienenzelt. — Allerlei. — Für unsere Frauen. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Maskenball.

Sei, hei, heil Fröhliche, schwagende, flirtende Menschen drüden sich in den hellerleuchteten Ballsaal. Dröhnende Paukenschläge — taratabundija — taratabundija, schmetternde Trompetenstöße, sinnverwirrender Geigenklang durchschneidend die glühende, von heißem Begehren durchschwängerte Luft.

Drei Kavaliere im tadellosen Smoking, großer, weißer Keffe, lachenden, verlebten Gesichtern, ziehen lustig ein keckes, junges, schönes Geschöpf mit herein. Sei, hei, hei! Wie gerne ließ sie sich dies gefallen — die feiche Mizzi!

Uebermütig, die sinnlichen schwarzen Augen herausfordernd nach allen Seiten werfend, folgt sie mit großzügigen Schritten ihren Rittern.

„Mizzi, hei, flugs, 'nen Schieber, hei, heil — schon faßt sie der eine fest um die Taille! Los! Toll wildeln sie dahin — manch lobender Blick folgt der rotblonden Heze, wie sie dahinslog — Lebensjungfer, Lebenslust in jeder Bewegung. Fester inniger drückt ihr Tänzer sie an seine schmerzende Brust. — „Herrgott, was bist du ein wildes Ding“ — heiß küßt er sie auf den weißen, tief entflochtenen Nacken mit brennendem Mund.

Der letzte Geigenstreich verklingt, der Tanz ist beendet. Sie kehren an den reservierten Tisch auf der oberen Brüstung zurück. „Uff, ist das ne Sitze, br, schauerhaft, — Kellner, Kellner, Sekt, Sekt her, französische Marke!“ Fastig kürzt sie ein Glas nach dem andern hinunter, immer ausgelassener wird ihre Laune, jetzt sitzt sie diesem, bald jenem auf den Knien, und küßt und küßt und trinkt. Sie amüsiert sich gottvoll, so schön wie heuer war es noch nie. Ein Regiment Sektflaschen stehen schon umher, aber immer wieder löst der Ruf:

„Kellner, Sekt her, Sekt, wir wollen uns be“ ja besaufen! —

An kleinen Tischchen nebenan sitzt ein unschuldig blickendes, kaum sechzehnjähriges Mädel. Ein Glas Sekt steht unberührt vor ihr. Ein weißes, hochgeschlossenes Kleidchen, anscheinend für den heutigen Abend modifiziert, umschließt den zarten Körper; das sich in natürliche Wellen legendes, geschüttelte Haar, in schweren, blonden Flechten zahn aufgesteckt, umrahmt ein liebliches, ängstliches Gesichtchen. Ihr Gegenüber, ein blutjunger Student, eben erst dem Abitur glücklich entronnen, spricht kein Wort mit ihr. Sein ganzes Sinnen, Denken, Fühlen weilt am Nachbartisch. Teufel — ist das ein Weib! So sinnverwirrend, sinnbetäubend, und wie sie küßt, hei, hei, hei! Wild tobt das Blut durch seine Adern, seine Augen flammen auf — Mizzi versteht diese Sprache nur zu gut. Er gefällt ihr, dieser Junge, mit den frischroten Wangen, diesen begehrliehen Augen, diesen Heißhunger nach Liebe, dieser unverhohlenen gezeigten Bewunderung.

Aufmunternd nickt sie ihm zu: „Na, mein Kleiner, döse doch nicht so vor dich hin, komm, o komm mein Schatz an unsern Tisch, laß dein albernes, langweiliges Grotchen laufen — komm, trinke, schlürfe, genieße!“

Taumelnd, wie ein Betrunkener, geht er hinüber, sie zieht ihn auf ihren Schoß, und küßt ihn so heiß und küßt ihn so wild, daß er fast vergeht.

Langsam, unsicher erhebt sich das junge Ding im einfachen, weißgestärkten Kleidchen. — „Gel, Widertwillen, Traurigkeit erfährt sie — also das nennt sich Leben, lieben, genießen, amüsierten? Pfui, pfui! Tränen wollen sich herabdörren, sie schluckt sie tapfer hinunter. Wie lange ist sie wohl schon von Mütterchen fort? Ihr dünkt es eine

ewigkeit — ach nein, eine knappe Stunde ist kaum verfloßen.

Wie hatte sie sich auf diesen Abend gefreut; wie innig hatte sie Mütterchen gebeten: „Daß mich gehen, bitte, bitte, nur dies eine Mal“, und das gute Herz gab nach. Doch gen ist ja Sonntag, da dürfen die vom Tanzen ermüdeten Glieder ruhen, da wird sie der lauschenden Mutter erzählen, wie schön es war, wie wunderschön!

Maria selbst wäre ja nie auf den Gedanken gekommen, den Maskenball zu besuchen — der junge Student hatte sie eingeladen. Einige Male hatte sie ihn in dem großen Warenhaufe bedient; seine Freunde hatten all ihre Mädel, da durfte er nicht zurücktreten! Wie hätten sie ihn gebärgelt, gefoppt, wenn er „ohne Eine“ zum Maskenball gekommen wäre. Und hübsch war sie, bildhübsch; nicht auf den ersten Blick; aber unterzog man sich der Mühe, sie näher zu betrachten, so fesselte das zarte Profil, der liebliche, herbverschlossene Mund, die vertraumten Kinderaugen, die rein und keusch ihre Seele spiegelte.

Ein bißchen spießbürgerlich, altkaden sah sie ja aus — aber das macht nichts! Sein Geldbeutel ist gut gepickt — mit Moneten läßt sich viel erreichen!

Im Wagen holt er sie ab, weit draußen vor der Stadt, wo sie mit Mütterchen die kleine Barterremohnung inne hat — überrascht blickte er sie an — reizend sieht sie aus, ganz allerliebste!

Selig lächelnd war sie mit ihrem jungen Kavaliere eingestiegen, dabongefahren, der Freude, dem Frohsinn entgegen.

Mütterchen hatte ihr noch leise ins Ohr geflüstert: „Marie, bleibe brav, komme wieder, wie du gingest.“ Ein tiefer Seufzer hebt die junge Brust, wie allein, wie verlassen, totunglücklich fühlt sich das arme Wesen in dieser tosenden, brausenden Menschenmenge.

Sei, hei, hei! Dochend singen sie am Nebentisch: „Komm was kommen mag, morgen ist auch ein Tag, heute ist heut! Heute ist heut!“

Und die Gläser klingen und klirren und sie trinken und küssen, küssen und trinken!

Das „Heute“ muß gefostet werden bis zur Reize, genossen bis zum Grunde.

Schwindel erfährt sie — nur hinaus, hinaus in die klare, kalte Winterluft — ihr Herz krampt sich zusammen in bitterem Weh — hatte er sie deshalb eingeladen, darum Sekt bestellt, um — pfui, pfui!

Hinaus, nur hinaus; mechanisch schreitet sie die Stufen herab, die zum großen Saale führen, um von dort zum Ausgang zu gelangen — da fühlt sie sich von zwei kräftigen Armen umschlungen, zwei erregte Augen starren sie an, ein glühender Kuß brennt auf den Mädchenlippen, die nie zuvor ein Mann geküßt.

„Ei, mein Täubchen, warum so eilig? Komm, sei mein, du süßes Kind!“ — Verzweifelt stößt sie ihn zurück, nur hinaus, hinaus — ein Kreis verummelter Gestalten vertritt ihr den Weg ins Freie. — „Sei, hei, so entkommst du nicht, du Holde, heute ist Freinacht! Jedem das Seine!“

Wie ein Spielball von Arm zu Arm geworfen, unzähligenmale geküßt, gedrückt, umarmt, von rohen Scherzworten verfolgt, gelangt sie endlich, endlich hinaus — hinaus, geheßt, gejagt, halb besinnungslos vor Scham und Schred. Pfui, pfui!

Wie erniedrigt, wie beschmüzt kommt sie sich vor, so soll sie Mütterchen wieder unter die gültigen Augen treten? Ihre Arnie wanken, rosensdes Herz klopfen droht ihr den Atem zu rauben, die kalte Nachtlust setzt sich fest im dünnen Kleidchen, die Bähne schlagen vor Frost aufeinander — schluchzend, todesmatt bricht sie auf der einsamen Bank zusammen.

Geftigkalt ist die Nacht; hell und klar leuchtet der Mond, läßt die weiße Schneedecke flimmern, altbern, Eisgäp-

Kleine Nachrichten.

Das japanische Nymphen Dorf. In der vom Großen Ozean bespülten Küste Japans liegt seit mehr als einem Jahrtausend eine Ansiedlung, die schlechthin als einzigartig auf der ganzen Erde bezeichnet werden kann. Es ist ein echtes Weibendorf, in dem die Männer eine ganz geringfügige Rolle spielen. Die Frauen sind dort nicht nur die Häupter der Familien, sondern sorgen auch für deren ganzen Unterhalt. Sie werden von den Japanern selbst Nymphen genannt, weil ihr Gewerbe darin besteht, in der Bucht von Schima, an der das Dorf gelegen ist, nach Perlen zu tauchen. Diese Weiber verbringen bis zu zehn Stunden täglich im Wasser, im Winter zwar nicht ganz so lange, aber immerhin zwei bis drei Stunden. Sie sind im Tauchen geübt, daß sie zwei und manchmal sogar drei Minuten unter Wasser verharren können. Mit dieser mühsamen und anstrengenden Arbeit ist ihre Tätigkeit aber nicht zu Ende, sondern wenn sie aus den Fluten ans Ufer gestiegen sind, beginnt ihre Sorge für den Haushalt und die Kinder. Die Männer betreiben dafür den ganzen Tag das angenehme Geschäft des Wühlganges. Ihr einziger Nachteil besteht darin, daß sie nach gerechtem Maß, also sehr wenig, geachtet werden. So wird dann auch die Geburt eines Knaben als ein Unglück betrachtet, die eines Mädchens dagegen mit großer Freude begrüßt und gefeiert. Die jungen „Nymphen“ werden schon vom vierten Lebensjahre an mit dem nassen Element vertraut gemacht und müssen das Schwimmen und Tauchen eifrig üben, damit sie schon mit dem dreizehnten Jahre in das Geschäft eintreten können. Sie erarbeiten sich dann zunächst ihre Nützlichkeit. Die Männer von Schima sehen daher beim Heiraten auch weniger auf die Schönheit ihrer Zukünftigen als auf den Grad ihrer Geschäftlichkeit im Tauchen. Die Frauen betreiben das Gewerbe ungefähr bis zum vierzigsten Jahre. Dann sind sie gewöhnlich auch bereits Großmütter geworden und dürfen sich nun ausschließlich der Kinderpflege widmen. Die Männer werden in dem Hausstand nur als Bediente betrachtet und danach behandelt.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Partrbuchhandlung bezogen werden.)

Zur Landarbeiterfrage. Die Rechtsverhältnisse der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter Deutschlands, dargestellt im Spiegel der gegenwärtigen Rechtsprechung von Fritz Raab.

Lohn- und Arbeitsverhältnisse in der Landwirtschaft. Ein Beitrag zur Beurteilung der Lage der deutschen Landarbeiterschaft. Von Georg Schmidt.

Herausgegeben vom deutschen Landarbeiterverband, Berlin S.O. 16, Michaelstr. 1, Kommissionsverlag der Buchhandlung Vorwärts, Berlin S.W. 68, Lindenstr. 69, Preis pro Exemplar 2 Mk. Für Partei- und Gewerkschaftsmitgliedern bei direkter, mit Organisationsstempel versehenen Bestellung beim Deutschen Landarbeiterverband unter Voreinsendung des Betrags oder Nachnahme zum Preis von 40 Pf. pro Exemplar.

Die erstgenannte Schrift trägt in übersichtlicher Weise das Material zur Beurteilung der rechtlichen Verhältnisse im Beruf der Land- und Forstarbeiter zusammen. Das überlebte in Gefinde- und Arbeiterrecht wird an Hand der zahlreichen in Geltung befindlichen Gefindeordnungen, der Bestimmungen des bürgerlichen Rechts über den Dienstvertrag und der Strafbestimmungen und Strafgesetze als die Quelle der maßlosen Unterdrückung der landwirtschaftlichen Arbeiter aufgezeigt. Die zahlreich beigegebenen Gerichtsentscheidungen geben den Wert des Nachschlagebuches zur Beurteilung des Gefinde- und Landarbeiterrechts. Das Buch schließt mit der programmatischen Auffstellung der Landarbeiterforderungen an die Gesetzgebung.

Die zweite Schrift schildert in allgemeinen Umrissen die Lohnformen und Arbeitsverhältnisse in der Landwirtschaft. Zur Grundlage wurden eine größere Anzahl schriftliche Arbeitsverträge benutzt, an Hand deren in einwandfreier Weise die heutige Gestaltung des landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnisses in bezug auf Lohn, Arbeitszeit usw. nachgewiesen wird. Mit dieser Abhandlung wird die agrarische Schönfärberei von den guten und gesicherten Verhältnissen der ländlichen Arbeiter klagen gestraft.

Beide Abhandlungen bieten allen, die sich um diehebung der Lage der ländlichen Arbeiter wahrhaft bemühen, ein reiches Material zur Beurteilung der tieftraurigen, rechtlosen Lebenslage des ländlichen Proletariats.

dem In- und Ausland sehr zahlreich besucht gewesen, einstimmige Annahme fand. Die Resolution lautet:

Der kürzlich in Hamburg tagende Kongress der Reinigungs-Instituts-Unternehmer Deutschlands und der Nachbarländer, welcher aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens des Verbandes überaus zahlreich besucht und zu dem aus fast allen Städten Deutschlands, der Schweiz, Oesterreich, Belgien usw. Vertreter angewand waren, nimmt mit Bedauern Kenntnis davon, daß von Seiten der kaiserl.-kgl., städtischen usw. Behörden das Reinigen der Fenster in den ihnen unterstehenden Messors leider immer noch an Frauen übertragen wird. In Anbetracht der täglich sich ereignenden Unglücksfälle der mit Ruhen beschäftigten Frauen, die nach der letzten Jahresstatistik 4768 Personen betrug, wovon 932 tödlich verließen, 1285 sehr schwer, 1014 schwere und 1502 leichtere Verletzungen vorkamen, hält die heutige Veranlassung es für ihre Pflicht, die oben genannten Behörden nochmals eindringlich auf unsere Reinigungsanstalten aufmerksam zu machen. Die Glas- und Gebäudereinigungsbetriebe sind auf Grund reichgesetzlicher Bestimmungen hinsichtlich der Unfallgefahren bei Reinigungsarbeiten den Baugewerks-Vereinigungen unterstellt und bestehen für die Reinigungsarbeiten umfassende Unfallverhütungsvorschriften. Aus sozialen und humanitären Gründen gegenüber den unter so großen Gefahren arbeitenden Frauen und Dienstmädchen hinsichtlich der vielen vorkommenden tödlich verlaufenen Unfälle beim Fensterreinigen, sollten Behörden und Private die Reinigungsarbeit nur durch sachgemäß geleitete Reinigungsanstalten ausführen lassen.

Annähernd 5000 weibliche Personen in einem Jahre! Davon annähernd tausend Tote, annähernd dreizehnhundert sehr schwer verletzte, tausend schwer verletzte, fünfzehnhundert leicht verletzte Mädchen und Frauen!!!

Seltener Weise läßt sich in dieser Angelegenheit einmal völlige Uebereinstimmung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer konstatieren. Unter der Voraussetzung der umfassendsten Unfallverhütungsvorschriften, die der einzelne Private, die einzelne Behörde, sich nicht leisten können, sollten alle Fensterreinigungen von sachgemäß geleiteten Reinigungsanstalten mit richtig vorgebildeten Arbeitern ausgeführt werden. Nicht von armen Dienstmädchen und Keimnachfrauen!

Ob das Fensterreinigen für das weibliche Geschlecht überhaupt zu verwerfen sei, ist eine Unterfrage. Vielleicht können gesunde, schwindelfreie, Frauen in geeigneter Kleidung, mit allem notwendigen Ausrüstungsmaterial versehen, diese Arbeit auch leisten.

Der Beruf der Fensterreiniger ist einer der allergefährlichsten. Denn auch bei Anwendung aller Unfallverhütungsvorschriften, kommen unzählige Unglücksfälle vor. Auch werden die Fensterreiniger in Anbetracht dieser steten Gefahr noch viel zu schlecht entlohnt und haben bei Streiks mit einem besonders scharfen Arbeitgeberium zu ringen.

So verunglückten nach dem Protokoll der Allgemeinen Konferenz für die in Reinigungsanstalten tätigen Arbeiter, Arbeiterinnen, Berlin 25. und 26. November 1908, alle in in Hamburg innerhalb vier Wochen fünf Fensterputzer, die tot auf dem Platz geblieben. Dann heißt es leider meistens in Resümee, daß die Fensterputzer leidenschaftlich mit Leben und Gesundheit umgingen. Nachweisbar ist das fast nie der Fall. Aber Tote können nicht mehr reden und so bleibt das sehr oft an ihnen kleben. Die Haupttodesursache der Fensterreiniger bildet die in den norddeutschen Städten, Hamburg, Bremen, Lübeck und an anderen Plätzen behördlich gebuldrte Bauart der Häuser, bei der geradezu mit dem Leben dieser notwendigen Arbeiterkategorie Fangball gespielt wird, wodurch tausende blühender Existenzen zu Grunde gehen müssen. Es war der gewerkschaftliche Vertreter der Fensterreiniger, der Genosse Lambrecht-Berlin, der schon 1898, noch von Hamburg aus, einen glühenden Appell an die deutschen Architekten richtete, bei ihren Entwürfen, bei ihren Bauten, das Leben der Fensterreiniger in Betracht zu ziehen. Hat es geholfen? Nein und abermals nein. Ununterbrochen wird in den norddeutschen Städten und auch anderwärts, in der leichtfertigen Art weitergebaut, daß die Fensterflügel nicht wie in Berlin nach innen geöffnet werden können, sondern nach außen, wobei die Fenstergehäuse keineswegs den zu stellenden Anforderungen genügen.

Die trefflichen Ausführungen des Genossen Molkenbude im Reichstag im Jahre 1900 bewirkten glücklicherweise die Aufnahme der Fensterreiniger in die Klasse der versicherungspflichtigen Arbeiter. Im Jahre 1911 wurden dann in Berlin verschärfte Berufsverhütungsvorschriften erlassen. Aber trotz und allem bleibt der Beruf der Fensterreiniger vor wie nach einer der schwersten, so leicht er für Viele aussehender mag, und sicher wird ihn wohl keine Frau als Lebensberuf erwählen, wenn die Not sie nicht dazu zwingt.

Arme Dienstmädchen, arme Keimnachfrauen, die ihr noch in diesem fogenannten sozialen Zeitalter zu 5000 pro Jahr in Deutschland eure Lebensfreude begraben müßt, ganz ab-

Den bilden sich an den dürren Ästen und Zweigen, leblos, in Kälte erstarrt erscheint die Natur.

Ein elegantes Gefährt rollt auf Gummirädern vorüber. „Morgen ist auch ein Tag, heute ist heut!“ Gröhend singt es eine betrunkene Stimme. „Hallo, hallo!“ — fester knallt die Peitsche — ein Ruck, die feurigen Klappen stehen schraubend still — Maggi beugt sich heraus: — „Na, die muß nicht schlecht getollt haben, daß ihr die Bank als Ruheplätzchen dient — ach was, Jean, vorwärts, bei, bei, bei, wir wollen noch in die Bar!“

Zurzeit, als die Dämmerung mit dem Morgengrauen um die Herrschaft stritt, wurde der leblose Mädchenkörper aufgefunden; eine zerknitterte Visitenkarte gab Aufschluß, wer sie war. Man brachte sie zur nächsten Polizeistation.

Draußen, in der kleinen Parterrewohnung vor der Stadt, schlug die Wanduhr diesmal ein — da erhebt sich Mitternachts aus den Federn — Maria mußte ja jeden Augenblick kommen, da sollte es warm sein, denn kalte Füßchen wird das Kind wohl haben, kalt, bitterkalt weht der Wind. Lustig flackert das Feuer im Kamin, die Wärmflasche ins Bett — ja, Maria, jetzt kannst du kommen. Ob es wohl schon war? Aber sicher, sonst wäre das Kind schon längst zu Hause.

Laut, hastig wird die Klingel gezogen — hat Maria den Hausschlüssel verloren, vergessen?

Sünder geschlossener Laden ruft Mitternachts: „Maria, ich komme; bist wohl zu müde? Dem Bettchen ist warm, nun sollst du ruhen, schlafen!“

Und eine tiefe Stimme antwortet: „Sie schläft.“ — C. L. u. f.

Sylvester im Zigeunerzelt.

Von E. Wittich, Stuttgart.

(Nachdr. verb.)

Von den vielerlei Gebräuchen und Sitten der Zigeuner, die besonders von den älteren Generationen gehegt und gepflegt wurden, ist heute nur noch ein kleiner Rest anzutreffen. Manches hat sich der Zigeuner aber doch noch treu bewahrt, besonders hinsichtlich seiner verschiedenen Festlichkeiten, die auch, soweit mir bekannt, bei allen Zigeunern fast die gleichen sind. Nur scheint es mir, daß heutzutage, die alten, ursprünglichen Gebräuche der Zigeuner stark mit den christlichen Festgebräuchen vermischt sind; obwohl der Unterschied immer noch scharf hervortritt. So sind oder waren die alten zigeunerischen Neujahrssitten und Gebräuche noch bis vor kurzer Zeit überall die gleichen.

Die Zigeuner streuen in der heiligen Nacht, damit ein fruchtbares Jahr folge, Tierknochen und Fischgräte auf die Felder*) und unter die Bäume, ebenso werden am Neujahrabend die Knochen und das Blut eines Lammleins auf dem Feld oder Acker vergraben. Es ist dies ihrem Glauben nach ein gutes Mittel zur Erlangung einer bessern Ernte im kommenden Jahre. Wichtig und von Bedeutung ist für Eheleute auch der Silvesterabend. Diese glauben nämlich durch einen besondern Brauch, ähnlich dem Kleigießen bei andern Völkern, in dieser Nacht, ersehen zu können, ob das Ehepaar im folgenden Jahre friedlich oder in Unfrieden miteinander leben werde oder auch, ob eines der Ehegatten dem andern durch den Tod entzissen wird. Die Zigeunerfrauen nehmen an diesem Abend eine Schüssel, die mit Wasser gefüllt ist und werfen zwei Holzkohlen hinein. Die eine Kohle stellt den Mann, die andere das Weib vor. Jetzt wird angefangen langsam neunmal bis auf sieben zu zählen. Ist man so weit gekommen und die beiden Kohlen haben sich in dieser Zeit schwimmend im Wasser vor selbst berührt, so wird die Ehe im nächsten Jahre friedlich sein. Das Gegenteil ist der Fall, wenn die Kohlen nicht zusammenkommen. Wenn aber eine der Kohlen am Rande der Schüssel hinstchwimmt, so muß der betreffende Ehegatte noch im Verlaufe des Jahres sterben.

*) Von den wohnhaften Zigeunern haben manche einige Stücker Feld- und Ackerland, das zu ihrem kleinen Besitztum gehört.

Die Kohlen werden auch zu feinem Mehl zerdrückt und dieser Kohlenstaub von den verheirateten Zigeunerinnen mit dem ersten Neujahrstrunk des Mannes vermischt, um Frieden und ein langes Leben zu bekommen. Hirse, welche von den Zigeunern über die Neujahrnacht unter ihre Schlafstätte gestreut worden war, wird am Neujahrsmorgen in das nächstgelegene und fließende Wasser geworfen, unter Herjagen folgenden Spruchs: „Ho latscho anamande hi, mok mange, o tschilatscho dau me du.“ (Was gutes in mir ist, laß mir, das schlechte gebe ich dir.) Eine weitere zigeunerische Neujahrssitte ist die folgende: Von den Familien werden verschiedenelei Feldfrüchte in einem neuen, noch nie gebrauchten Tongefäß zu einem Brei verflocht. Soviel Familienangehörige es sind, so viele zu diesem Zweck bereit gehalten und gleich dünne und klein gemachte Holzstäbchen, werden von dem Familienoberhaupt in den zuvor erkalteten Brei hineingesteckt. Wessen Holzstäbchen bis zum Neujahrsmorgen unversehrt ist oder auch nur nicht mehr gerade steht, muß von dem Brei etwas essen und das übrige an einen Baum werfen und dabei folgendes sprechen: „Cha Du miro Bibacht da meh miro Bacht.“ (Hör du mein Unglück und ich mein Glück.) Noch auf eine andere Art spielt bei den berechnlichen Zigeunern die Silvesternacht eine große Rolle. Wenn nämlich Eheleute die zu Kohlen verbrannten Knochen eines Huhns unter ein Fell legen, welches von einem weiblichen Tiere ist und in dieser Nacht darauf schlafen, so wird die Frau einem Mädchen das Leben schenken und umgekehrt — wenn unter die Tierhaut Kohlen von den verbrannten Knochen eines Huhns gelegt werden und das Fell von einem männlichen Tier ist, — so wird es ein Knabe sein. Dagegen wird Schwangerschaft am Neujahrstage bei den Zigeunern als Unglück angesehen. Deshalb werden die in guter Hoffnung befindlichen Zigeunerinnen verschiedene Sympthiemittel an, um Unheil von dem Kinde dadurch abzuhalten. So spucken sie an diesem Tage morgens früh einen Baum an, mit den Worten: „Giage sorelo mo da weles mer Tschawo.“ (So stark soll mein Kind werden.) Dann gehen sie an einen Fluß und sprechen, indem sie vorher einigemal hineingespuckt haben: „Miro Tschawo mo naschte tschales här Du.“ (Mein Kind soll gehen können wie du.) Damit schwangeren Zigeunerinnen keine unglückliche Geburt haben sollen, dürfen sie am Neujahrstage nichts Anderes essen, als das Fleisch von einem am Neujahr getöteten Huhn, von dem die Federn und die Knochen unter einem Baum vergraben werden müssen.

Einen besondern Gebrauch der Zigeuner an Silvester muß ich noch erwähnen, nämlich das „Neujahrswünschen“ an die Verstorbenen. Es ist ein ergreifender Anblick, wenn alle die versammelten braunen Zigeuner gestalten, die sich soeben noch laut und bewegt einander Neujahrswünsche zuriefen, plötzlich wie auf einen Zauber Schlag, nachdem die Silvesterstunde eingetreten ist, die stürmische Musik jäb abbrechen, wenn aller Lärm und Heiterkeit plötzlich verstummen und dann bei dieser feierlichen Stille jedes der Anwesenden einige Tropfen Wein, Bier oder Branntwein auf den Boden schüttet, mit den leise gesprochenen Worten: „Für die Toten!“ (J-Mulenge.)

Allerlei.

* Die Böhmer der Gebildeten verpöppelt das „Bayerische Vaterland“ in seiner bekannten Weise, aber humorvollen Weise: „Wer sich über das geistige Leben unserer akademisch Gebildeten informieren will, tut am besten, deren Bibliotheken einer kurzen Inspektion zu unterwerfen. Herrschaft, sind die Leute g'scheit! Da finden wir nicht nur simple Klaffler wie Schiller, Goethe usw., nicht nur Englands größten Dramatiker, sondern auch Kant, Fichte, sogar Darwin, Dore's Prachtbibel, Tasso und Dante, kurz: eine Bibliothek, daß man Respekt haben muß vor dieser Intelligenz! Dabei ist alles in prächtvollen Prachtbänden in rot, grün, braun, und alles mit Goldschnitt! Ein wirkliches Vergnügen, so etwas anzusehen. Diese Leute — alle Hochachtung vor ihnen! — lassen es sich etwas kosten, um den Beweis zu liefern, daß die unredlich haben, die sagen, bei uns wäre eigentlich nur das Mindoch erster Qualität. Aber, o weh! Ein Griff in das ganze Antiquariat, und der ganze

Minibus ist beim Teufel! Alle Prachtbände sind noch funkel-nogelneu. Mein Buch liegt, die Seiten flehen aneinander, als kämen sie direkt vom Buchbinder, und plötzlich wird uns der Zweck der ganzen Buchhandlung klar. Denn, daß noch kein einziges von all diesen Büchern je gelesen wurde, dafür bürgt uns die Kadellosigkeit der ganzen Ausstellung. Unsere Buchhändler klagen, daß so wenig Bücher gekauft werden. Wir glauben es ihnen. Ein richtig aufgehobenes Sortiment kann man flecklos auf seinen Urtefel bewahren. Es kommt nicht einmal eine Erbbauschsteuer in Betracht. Es werden aber nicht nur wenig Bücher gekauft, sondern noch viel weniger Bücher gelesen. Soweit wenigstens die wirklich guten Bücher in Betracht kommen. Vertäuflich sind nur die Werke der Erotiker, besonders die der französischen, alles Klaffische und wirklich Gute ist nichts wie Makulatur. Papier zum Einwickeln von Leberläs und Emmentaler. Der Buchbinder, der Künstler, der Goldpapier klebt, ist bei einer solchen Bibliothek die Hauptperson. Nicht umsonst steht der ganze Zauber nicht im Arbeitszimmer des Herrn, sondern im Salon, dem Rendezvous-Platz unserer modernen Gänse und Gänseriche. Zugkräftig ist nur mehr der Junkismus. Je laßter ein Buch, je zwei- und dreideutiger sein Inhalt, je perverser und krautflüchtiger die ganze Tendenz, um so größer seine Auflage. Es gibt nichts Rentableres, als die Spekulation auf die niederen Triebe des menschlichen Nüdenmertes.“

Die schlauen Krähen von Wyl. Wie ausgezeichnet auch die Tiere von technischen Verbesserungen des Menschen für sich Nutzen zu ziehen wissen, das zeigt wieder einmal eine Beobachtung, die aus dem Nordseebad Wyl auf Föhr der „Frankf. Ztg.“ mitgeteilt wird. Dort wurde im vorigen Jahre zum Schutze des Deichs am Babelsteden eine massive Betonmauer errichtet, von der aus sich fünf bis sieben Meter breite Betonklappe hingedreht. Aus dieser Neuerung lernten sehr bald die Krähen einen Ergutzen für sich zu gewinnen, einen Nutzen, der, wie es sich bei einer Krähe von selbst versteht, höchst substantieller Natur ist. Die Krähen lieben das Fleisch der Seemuscheln sehr, aber es ist ihnen nicht leicht gemacht, zu diesen lederen Weisen zu gelangen. Ergattern sie einmal eine geöffnete Muschel, so wissen sie schon dafür zu sorgen, daß sie sich nicht wieder schließen kann. Aber im allgemeinen liegen die Muschelnbänke den Krähen verschlossen da, da keine Krähe auch nur den kleinsten Spalt für das Eindringen ihres Schnabels entdecken kann. Da machten denn die Tiere aus der Not die Tugend der Einfallskraft und verzichteten auf die lukrative Abwechslung in ihrem Menü. Die Mauer bot ihnen ja auch reichlich Nahrung. Das änderte sich aber, als die betonerte Fläche fertig war. Eine der Krähen muß wohl einmal im Flüge eine Muschel auf den harten Beton haben fallen lassen. Das Geschäufel zerbrach, und der verschlossene Lederbissen war zum Verspeisen frei. Das merkten sich die Krähen, sie lernten aus dem Zufall auch viele andere Vögel — wahrscheinlich ebenfalls durch Zufall — geleert haben, Müsse zu öffnen, indem sie sie aus großer Höhe auf Steine fallen lassen. Jedenfalls konnte man in Wyl auf einmal die betonerte Fläche mit Muschelstücken ganz bedeckt sehen. Die Krähen flogen mit der geschlossenen Muschel hoch, ließen sie fallen und verspeisten dann den Inhalt. War der Flug einmal nicht hoch genug, so daß die Muschel nicht zerbrach, so ließen sie die Muschel noch einmal aus größerer Höhe fallen, bis sie ihren Zweck erreichten. Unter den Muscheln wird dadurch bemerkbar aufgeräumt, denn die Lederbissen ziehen auch die Möven heran, die den Ernd der Krähen bald begreifen und ihn nachmachen. Den Friesenbauern ist dieser Vorgang nichts weniger als ein Phänomen, das zum Nachdenken anregen müßte, ob die Tiere Intelligenz oder Instinkt haben. „Das Viehzeug ist schlau, es weiß genau, was es will“, sagen sie, wenn man sie fragt. Aber der Wissenschaft ist es wieder eine Doktorfrage, ob die sprachlose Kreatur Verstand oder Instinkt besitzt.

Königliche Hoheit befehlt einen Tanz. Wie ein Stück Mittelalter hört sich eine Schilderung an, die das Hofstaatsblattchen „Neue Gesell. Korrespondenz“ von den Berliner Schlosshallen gibt. Da heißt es:

Man unterscheidet „große Schlossbälle und „keine Schlossbälle“. Zu jenen werden mehrere tausend, zu diesen nur einige hundert Einladungen erlassen. Eröffnet werden die Bälle regelmäßig von den beiden Vorkönigen, je einem Offizier des Regiments der Garde du Corps und des 1. Garde-Regiments zu Fuß, mit den beiden Prinzessinnen, Viktoria Luise, der Tochter des Kaiserpaars, und Viktoria Margarete, der Tochter des Prinzen Friedrich Leopold. Erst wenn die Prinzessinnen an ihre Plätze zurückgeführt sind, treten die Vorkönige an die übrigen Paare mit den Worten heran: „Bitte, abzutanzeln!“ Nun fällt sich der Saal mit einem Schwarm von jungen Mädchen in duffigen, hellen Kleidern am Arm von Herren in gold- und silberglänzenden Uniformen. Die Prinzessinnen beteiligen sich auch weiterhin am Tanz, aber sobald dies geschieht, wird von den diensttuenden Jeremontenmeistern

und Kammerherren mit den langen Stäben, die das Kennzeichen ihrer Würde sind, „abgelockt“. Dann hören alle übrigen Paare zu tanzen auf. Es ist die Regel, daß die Prinzessinnen nicht zum Tanz aufgefordert werden dürfen. Sie fordern selbst auf, indem sie einen Kammerherren zu dem Offizier, auf den ihre Wahl gefallen ist, schicken und dieser den Auftrag ausdrückt: „Hochkönigliche Hoheit befehlt, mit Ihnen zu tanzen.“ Auf den kleineren Wällen kommt es indessen manchmal vor, daß von den Vorkönigen, auf Anordnung des Kaisers, die Parole ausgegeben wird: „Heute dürfen die Prinzessinnen aufgefordert werden.“ Dann kann jeder kleine Leutnant, wenn er mutig genug ist, der Ehre teilhaftig werden, mit einer Prinzessin von königlichem Geblüt durch den Weissen Saal zu walzen. Natürlich wählen die Prinzessinnen mit Vorliebe ihre Tänzer unter den jungen Herren der Armee und des Zivildienstes, die ihnen persönlich bekannt sind, und es spielt dabei sehr wesentlich die Frage mit, ob der eingetretene ein guter Tänzer ist oder nicht. Die Offiziere, die durch ihre Sicherheit im Tanzen besonders gern von den Prinzessinnen befohlen werden, nennt man im Kreise ihrer Kameraden „Prinzessinnen-Tänzer“. Nachdem „Prinzessinnen-Tänzer“ hat seine Gewandtheit den Eintritt in den Kosdienst und eine glänzende Laufbahn erschlossen. . . .

Vor hundert Jahren hieß es, daß in Napoleons Armee jeder Soldat den Marschallstab im Tornister trage. In der Armee Wilhelms II. scheint dieses Ehrenzeichen in den „Bügel“ jedes Leutnants zu stehen.

Die Millionenstädte der Erde. Man spricht der „Frankf. Ztg.“: Nachdem infolge der letzten Eingemeindungen Hamburgs Einwohnerzahl in diesem Jahre die Million überschritten hat, ist es vielleicht von Interesse, einmal die derzeitigen Millionenstädte der Erde zusammenstellen. Die angegebenen Zahlen beziehen sich auf die Städte einschließlich der mit ihnen verwachsenen Vororte nach dem Bevölkerungsstande von 1910. Die für Anfang 1913 berechnete Einwohnerzahl ist in Klammern beigefügt. Die größte Stadt der Erde ist noch immer London mit 6 500 000 (6 700 000 Einwohnern, Newyork hat 5 200 000 (5 700 000), Paris 3 950 000 (4 100 000), Berlin 3 600 000 (3 800 000), Chitago 2 500 000 (2 600 000), Wien 2 030 000 (2 100 000), St. Petersburg 1 800 000 (2 000 000), Philadelphia 1 650 000 (1 700 000), Buenos Aires 1 400 000 (1 600 000), Moskau 1 480 000 (1 600 000), Hamburg 1 170 000 (1 220 000), Liverpool 1 030 000 (1 070 000) u. Budapest 1 020 000 (1 100 000). In Asien zählen: Tokio 2 250 000 Einwohner, Hankau 1 500 000, Diata 1 300 000, Kanton 1 200 000, Kalkutta 1 200 000, Peking 1 200 000 und Bombay 1 000 000. Im Jahre 1912 fanden folgende Städte nahe an der Grenze der Million: Mandchei mit 900 000, Glatzow mit 890 000, Warschau mit 800 000 und Boston mit 820 000 Einwohnern. Vor dem letzten Kriege wurde auch Konstantinopel mit seinen Vororten auf 1 100 000 Einwohner geschätzt. Ob dies noch heute zutrifft, ist nicht bekannt. — Heute zählen wir also auf der Erde 21 Millionenstädte, von denen 9 in Europa, 3 in Nordamerika liegen. Der wirtschaftliche Einfluß dieser Millionenstädte reicht aber weit in ihre Umgebung. Können wir dieses wirtschaftliche Verhältnis als Stadt auf, so erhalten wir annähernd folgende Zahlen für 1913: London 75 Millionen, Newyork 6,8, Paris 4,6, Berlin 4,1 Millionen Einwohner. Wir erkennen also, daß Newyork schon auf dem Wege ist, London zu überflügeln. Dies wird wahrscheinlich im Jahre 1920 eintreten, wo London etwa 8 100 000, Newyork 8 200 000, Berlin 4 800 000 und Paris 4 700 000 Einwohner zählen wird. — Im Anschluß hieran sei erwähnt, daß wir heute auf der Erde (einschließlich der Millionenstädte) annähernd 400 Großstädte von mehr als 100 000 Einwohnern haben, von denen beinahe die Hälfte auf Europa fällt.

Für unsere Frauen.

Dom Schlachtfeld der Frauenarbeit.

In einer seiner poetischsten Novellen schildert der Holländer Hermann Heijermans, wie sich die goldne Abenddämmerung in den Glascheiben folger Großstadtfacaden widerpiegelt. „Es sah aus“, so malt der Dichter-Photograph, „als ob die Scheiben blutrot-blutende Tränen weinten!“ Wenn irgend etwas auf der Welt, so häßlich die Glascheiben urjade wirkliche blutige Tränen zu weinen. Denn ihre Glanz wird mit tausenden von vermischteten Frauen- und Mädchen- und Männerexistenzen erkauft. Wehe den prunkenden, blinkenden Scheiben!

Eine sicher graufige Bestätigung dieser Worte liefert die nachfolgende Resolution, die auf dem kürzlich in Hamburg abgehaltenen Kongress der Reinigungs-Instituts-Unternehmer, der